

# Sinn und Aufgaben der Schweiz : Gedanken eines Auslandschweizers

Autor(en): **Jenny, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749907>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bis sie still aus unserer Mitte gingen,  
Und sich Wolken der Trübsal auf uns senkten ...  
Doch der flutende Strom des Lebens riss uns  
Fort in die Zukunft.

Augenblick nur birgt des Geschehens Fülle,  
Doch das Menschenherz ersehnt sich die Dauer,  
Alle Gaben des Schicksals möcht' es, alle  
Liebe bewahren.

ZÜRICH

GUSTAV BILLETER



## SINN UND AUFGABEN DER SCHWEIZ

### GEDANKEN EINES AUSLANDSCHWEIZERS

Auch das geistige Auge ist so eingerichtet, dass es bei größerem Abstand die Dinge schärfer erschaut. Solcher Abstand des politischen Sehens kann doppelter Art sein: zeitlich und räumlich. Meine eigenen Lebensschicksale wie die meiner Vorfahren verschafften mir vorwiegend die räumliche Fernsicht für Schweizer Angelegenheiten, da sie uns ins Ausland verschlagen hatten. Die zeitliche Distanz zu den Dingen verschafft man sich durch die Erkenntnis der geschichtlichen Ereignisse. In diesem Punkte werden viele der in der Heimat wohnenden Landsleute gewiss ungleich Besseres bieten können, als ich es vermag. Und vielleicht wird der eine oder andere Berufene sich angeregt finden, an dieser Stelle die von mir vorgebrachten Gedankenfäden weiterzuspinnen.

Ich möchte nur darlegen, was mich die räumliche Ferne zum Vaterland empfinden und ergrübeln ließ.

Ich sage mit Bedacht: *ergrübeln* ließ. Denn in der Fremde draußen — auch wenn es einem dort wohl ergeht und man wohl gar heimisch wurde, d. h. etwas wie eine zweite Heimat in ihr fand — überkommt einen viel eher die Stimmung, in der man grüblerisch sinniert über Dinge, die dem daheim Sitzenden alltäglich und belanglos erscheinen und an denen dieser daher achtlos vorüberhastet. Sehnsucht verklärt — Braut- schaftsgefühle sind solche Verklärung an Menschen — und idealisiert wohl auch zu Zeiten; aber sie verinnerlicht auch

manches, was der Alltag kaum streifend wahrnimmt. Von solcher Sehnsucht beflügelt, richteten sich gar oft meine Gedanken über Schweizertum, über Sinn und Stellung desselben inmitten des Getriebes der großen Nationen, nach der entrückten Heimat. In ihr selbst zu weilen war mir nur selten vergönnt; und dann geschah es stets in Ferien- und Feiertagsstimmung.

Was mich auf diese Gedanken brachte und mich klar empfinden ließ, dass es etwas Besonderes um das Schweizertum sein muss, entsprang aus folgendem. Mein Geschlecht ist seit vier Generationen in Russland ansässig; *landsässig* sogar, und darum so innig mit der russischen Bevölkerung verwurzelt, wie nur Mitarbeit an der Bodenbebauung es zu bewirken vermag. Sozial hatte sich die Familie in allen Zweigen fast ganz dem dortigen Großgrundbesitzerstand eingefügt, Aber eine alte Überlieferung, aus dem instinktiven Drang heraus, unsere Sonderart zu wahren und nicht glattweg im Russentum aufzugehen, ergab, dass fast ausnahmslos alle Buben zur Erziehung in die Schweiz kamen. (Auch blieben wir, ob auch manche der Altvordern sogar in russischen Diensten standen, immer Schweizer Staatsangehörige). Die Hauptsache war: die Jungen berührten immer wieder Schweizer Mutterboden, um die *Kultur der Heimat* in sich aufzunehmen. Und es erging uns dabei wie dem Riesen Antäus, der immer erneut Kraft aus der Berührung mit seiner Mutter, der Erde, gewann. Diejenigen, die es nicht taten, verrussten teilweise; sie wurden weichlich, schlaff und lasch.

Nun fiel mir eines auf bei diesem eigensinnigen Kampf um Erhaltung der kulturellen Eigenart, vornehmlich gerichtet auf ein Sträuben gegen kulturelles Aufgehen im neuen Lande. Da die Schweizer in Russland so gering an Zahl und so dünn in dem Riesengebiet zerstreut sind, so hatte man keinen Zusammenschluss, der eigentlichen Rückhalt gewährt hätte.

Da zudem uns Schweizer keine Rassengemeinschaft zusammenschweißt — und hier eröffnet sich etwas wie ein kleines Spiegelbild unserer nationalen Lage daheim — so hätte es naheliegend scheinen mögen, dass sich die Welschschweizer den Franzosen anschmiegen, die Deutschschweizer Anlehnung bei den sehr zahlreichen und angesehenen Deutschen gesucht

hätten. Das geschah über den Rahmen der gemeinsamen kirchlichen Belange hinaus nur in Ausnahmefällen. Auch die relativ zahlreichen Tessiner und romanischen Bündner pflegten keine besondere Gemeinschaft mit den Italienern. Gerade in der Fremde waltete ganz deutlich, trotz des Gefühls einer Vereinsamung und des daraus sich verstärkenden Anlehnungsbedürfnisses, immer das Gefühl vor, als Schweizer eine besondere Art und eine besondere Bestimmung zu haben und, wessen Stammes man auch sein mochte, *Nicht-Franzose, Nicht-Deutscher, Nicht-Italiener* schlechtweg zu sein.

Da die Zugehörigkeit zu einem kleinen und wenig mächtigen Staat keine materiellen Vorteile bot, so musste es doch eine besondere Bewandnis mit dem Schweizertum haben, das sich so gesondert fühlte. Und diese Erwägung ließ mich früh nachdenken über die Quellen dieses Zusammenhalts.

Unzweifelhaft war die Grundlage das ererbte und überlieferte *Freiheitsgefühl*. Auch die in Russland Geborenen, denen nicht die Möglichkeit gegeben war, die Schweiz zu sehen, taten sich, gerade im autokratischen Russland, viel darauf zu gute, „niemandes Untertan“ zu sein. Von Sempach und Morgarten wussten sie alle, und dass sich unser Volk früh aus den Schlingen des Feudaljochs herausgehauen hatte. Ich entsinne mich, wie ein anderer Schweizerjunge und ich als russische Gymnasiasten unsere gestrenge „Obrigkeit“ konsequent verbesserten, wenn sie von uns als von „Schweizer *Untertanen*“ sprach: „Bitte, *Bürger!* Bei uns gibt's keine *Untertanen*.“ Das war fast wie eine Demonstration; denn noch unter Niklaus I. war das Wort „*Bürger*“ durch Zensurerlass verboten, und auch später mied man es. Bezeichnend war, dass ein französischer Klassengenosse, also auch Angehöriger einer Republik, es ruhig beim „*Untertan*“ beließ. Ihm war die Republik etwas ganz Zufälliges; die Staatsform, die sein Land gerade hatte. Wir Schweizer Jungen empfanden, als könnte nichts anderes denkbar sein, als dass wir freie Bürger wären!

So ward mir früh im Kleinen, aber aus lebendiger Anschauung klar, dass unser Schweizertum zunächst auf etwas Negativem beruht; auf einem *Nichtsein wie die anderen*. Über die

Stammesart hinaus klang das Bewusstsein durch, von den blutsverwandten Stämmen bei aller Kulturgemeinschaft durch etwas geschieden zu sein, was wir vor ihnen voraus hatten; durch Leistungen oder Errungenschaften, um deren Erhaltung willen ein einfaches Aufgehen in der Stammeseinheit instinktiv abgelehnt würde. So ausgeprägt war diese Empfindung, dass beim Gedanken des Aufgebens unseres Schweizertums uns männiglich ein Gefühl erfasste, damit einen Schritt rückwärts zu tun, d. h. einen kulturellen Vorsprung preiszugeben, dessen wir eben als Schweizer teilhaftig waren.

Ein tieferes Nachspüren nach der Quelle dieses Empfindens ließ mich sie erkennen. Sie quillt aus der von unseren Vorfahren schwer erkämpften *Freiheit* und der Geschichte ihres Werdens, sowie im Zusammenhang mit ihr aus der schweizerischen *Demokratie*; der *einzig wahren, gewachsenen, nicht erklügelten* Volksregierung in der neuen Geschichte. Das ist Kern und Kitt unserer Eidgenossenschaft gewesen und wirkt bis auf den heutigen Tag als solcher. Fiele dies eines Tages weg, — im selben Moment wäre unser Staatswesen eine taube Nuss mit brüchiger Schale geworden.

Dieser außergewöhnlichen Entwicklung unserer Geschichte — dem Durchringen zur *wahren* Volksfreiheit aus der politischen Stammzelle, der Gemeinde heraus, während alle übrigen „demokratischen“ Verfassungen Europas den Völkern wie ein großer Deckel von oben über die Köpfe gestülpt sind — verdanken wir unsere beste Eigenart. Denn es ist klar, dass ein Volk, das seit Jahrhunderten keine Feudalknechtschaft kannte und jede politische Fremdherrschaft ebenso lange von sich geschüttelt hat, in seinem Denken und Fühlen ganz anders geartet sein muss, als Nachbarn, die noch vor 1—3 Geschlechtern in Leibeigenenfron schmachteten. Im Schweizervolk konnte keine „Unterwürfigkeit“ gezüchtet werden, weil es nie unterworfen war. Alle äußere Bedrängnis hat das Volk immer siegreich von sich gewiesen mit kriegerischem Sinn bis auf den heutigen Tag, und aller von außen hineingetragenen politischen Korruption ist es noch stets Herr geworden. Damit ist es auch sein eigener Herr geblieben unentwegt!

Daraus ergibt sich Sinn und Aufgabe der Schweiz nach

innen, für uns selber. Und eben daraus ergeben sich die Gefahren und Grenzen für unseren staatlichen Bestand. Ich sehe folgende Umstände, unter denen dieser Bestand gefährdet sein, die Eidgenossenschaft ihren Daseinsgrund verlieren könnte. Sie verlöre den Sinn erst, wenn uns selbst der Sinn für sie abhanden käme; d. h. wenn die Nachfahren die Überlieferung der Väter aufgäben. Dies mag eintreten durch mannigfache Umstände, deren jeder einzelne ein Problem für sich abgäbe und hier nur kurz berührt werden kann. Der Übergang von der gesunden Demokratie, die aus der politischen Keimzelle mit ihrer Kleinarbeit in gedrungener Gliederung zu den höheren staatlichen Gebilden emporwächst, in eine schablonenhafte pseudodemokratische Massenherrschaft würde den Tod der Eidgenossenschaft anbahnen. Ihre heimische, in Geschichte und Land so kräftig verwurzelte politische Struktur verfiel unrettbar dem Siechtum und es stände nach solcher Verflachung dem Überfließen in eine andere Staatsgemeinschaft nichts mehr im Wege. Warum? *Weil dann der Schweizer nichts mehr zu verlieren hätte*, was er nicht auch in irgendeinem anderen Staatsverbände fände, in welchem ihm überdies ein mächtigerer Schutz nach außen zuteil würde.

Es ist wohl kaum nötig, zu sagen, dass solchem Verflachen unserer politischen Gestalt zu „landläufigem“ Wesen schablonenhafter Allerweltsdemokratie und der Einbuße unserer Eigenart nichts so sehr Vorschub leistet, wie eine starke Überfremdung. Eine weitere Gefahr droht von der wirtschaftlichen Seite her durch fortschreitende Verkrämerung unseres Volks. Die goldene wie die rote Internationale fressen in gleich gefährlicher Weise unsere Traditionen und engere Stammesart an.

Es ist klar, dass die Angleichung unserer Einrichtungen und unseres Wesens an die Nachbarn, in der wir die Gefahr für den Bestand unseres Staates erblickten, nicht nur von innen her erfolgen kann. Wenn jenseits unserer Grenzen die Nachbarstaaten sich zur Bildung ebenso freiheitlicher Gemeinwesen aufschwängen, dann würde der politisch-kulturelle Vorsprung unseres Landes wegfallen; zugleich zerbröckelte aber auch der stärkste Kitt, der unsere verschiedenstämmigen Eidgenossen so fest zusammenhält. Damit kämen auch die Affinitäten der

Stammeszugehörigkeit zum Durchbruch. Dies bedeutete das Auseinanderfallen der Schweiz. Darüber dürfen wir uns keinen Täuschungen hingeben!

Ich glaube die *innere* Daseinsberechtigung der Schweiz und die allen Anstürmen der Blutwallungen widerstehende Festigkeit derselben erkannt zu haben in der Überlegenheit und gesunden Fortschrittlichkeit ihrer Institutionen durch die Jahrhunderte hindurch. Die Ausbildung solcher echten Demokratie war auch, von der Warte der Geschichte aus gesehen, der höchste Zweck unseres kleinen, aber in jedem Sinne hochragenden Berglandes. Wäre er einmal erreicht, so wäre auch die historische Sendung der Schweiz erfüllt, — und sie könnte, ja sie müsste sich vielleicht auflösen. Es wäre dann kein triftiger Grund mehr vorhanden, warum die Welschschweizer sich nicht einem großen, wahrhaft freien Frankreich angliedern, die Deutschschweizer nicht einer mächtigen, wohlgebildeten und freiheitlich organisierten deutschen Volksgemeinschaft einfügen sollten. Zumal unüberwindliche geographische Hindernisse dem wahrlich nicht im Wege ständen.

Freilich ist es noch unübersehbar weit bis dahin; heute weiter denn je seit etwa 100 Jahren. Denn Voraussetzung wäre ein Frankreich, das befreit sein müsste von der plutokratisch-oligarchischen Herrschaft eines formalen Parlamentarismus mitsamt dessen demagogischen Drahtziehern, und gereinigt von jenem militaristischen Siegergeist, der heute wie weiland Brennus in unstillbarer Machtgier das Eisen des Schwertes beim Abwiegen des Rechtes in die Wagschalen zu schleudern geneigt ist. Voraussetzung auch ein Deutschland, in dem der Taumel falschverstandener Freiheit verrauscht, der schroffe, die Volkseinheit trennende Kastengeist überwunden sein und eine bis zum Bewusstsein des letzten Arbeiters und Bauern durchgedrungene echte Demokratie sich abgesetzt haben müsste; eine Freiheit voller Gemeinsinn, die mit Selbstzucht und gleicher Achtung vor sich selbst wie vor andern gepaart sein muss.

Die Gestaltung der Dinge bei allen unseren großen Nachbarn zeigt, dass es noch unendlich weit ist bis zu einer Gleichwertigkeit ihrer inneren Zustände und Institutionen mit den

unsrigen. Die „Angleichung“ also, soweit sie von außen käme und ein Einholen unseres Vorsprungs bedingte, hat noch gute Weile! Und darum ist die innere Daseinsberechtigung der Schweiz noch auf lange hinaus gegeben. Hüten wir uns bloß vor jener verfänglichen „Angleichung“ von innen, die auf Verlust des Vorsprungs, auf Preisgabe unserer besten Überlieferungen und Vorzüge beruhen würde!

ZÜRICH

ERNST JENNY



## LES MAUVAIS BERGERS

Plus on réfléchit aux conséquences qu'aurait certainement le prélèvement sur les fortunes, et plus on se convainc que cette initiative n'a rien à voir avec le socialisme dans la vraie acception du mot. C'est de la destruction pure et simple, destruction des valeurs économiques du pays tout entier.

Parlons nettement: nous sommes en Suisse un groupe (peu nombreux mais influent) d'hommes et de femmes, qui n'a pas oublié les promesses faites en 1918 et qui a la ferme volonté de les réaliser. Nous sommes hostiles aux grosses fortunes qui dépassent une certaine limite et qui s'augmentent mécaniquement sans aucun mérite de leurs possesseurs; nous voulons arriver peu à peu à ce que tout être humain, au lieu d'être classé dès son enfance, puisse évoluer harmonieusement selon ses aptitudes et selon la qualité de son travail; loin d'être une utopie, c'est un idéal qui s'inspire du travail séculaire de l'humanité, de l'appel de notre conscience; il est certainement réalisable dans les limites des relativités humaines.

C'est pourquoi nous serons pour le maintien définitif de l'impôt fédéral et pour une augmentation sensible des droits de mutation sur les héritages en ligne indirecte. — Mais le prélèvement sur les fortunes est une mesure brutale et illusoire qui ignore ou qui feint d'ignorer certaines conditions essentielles de la vie économique.

Je ne songe pas à discuter ici les détails de l'initiative; c'est l'affaire de mon ami Gyax. Je constate simplement que, parmi les partisans de l'initiative, il doit y avoir nombre de naïfs qui s'imaginent que la fortune d'un millionnaire est déposée en espèces